
Peter Jehle

Periodisierungsfragen der neueren Geschichte der Romanistik

1. Infragestellung des Konzepts der Globalromanistik im NS

Fragen der Periodisierung sind Fragen des Geschichtsbewußtseins. An welchen Stellen auf der Zeitachse Einschnitte einzutragen sind, nach welchen Kriterien der historische Stoff zu gliedern ist, hängt davon ab, wie das Verhältnis von Wissenschafts- und Gesellschaftsentwicklung gedacht wird. Ob ein Datum der politischen und Kulturgeschichte zugleich eines der Disziplingeschichte ist, ob und wie das Kulturell-Politische wie auch immer vermittelt in veränderten Fragestellungen und Arbeitsweisen präsent wird und eine bestimmte Konstellation bildet, ob die Wissenschaftsgeschichte gar in idealer Unabhängigkeit von der politischen und Gesellschaftsgeschichte zu konzipieren ist – stets werden diese Fragen beantwortet im Horizont unseres eigenen Geschichtsbewußtseins. Die Antworten geben Auskunft darüber, wie wir uns selbst in den Auseinandersetzungen der Gegenwart verorten.

Der vielfach geforderte Umbau der Geistes- zu Kulturwissenschaften, wie er in der Denkschrift „Geisteswissenschaften heute“ seinen prägnanten Ausdruck fand¹, versprach im neuen Horizont des „Geschichtsbruchs“ von „1989“ eine definitive Revision des marxistischen „1968“, ohne in die alten Gleise des monolithischen Geist-Diskurses zurückzuspringen. Nicht daß

1 W. Frühwald u.a., *Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift*, Frankfurt a. M 1991. Schulz-Buschhaus erinnert zu Recht daran, daß es „Kulturwissenschaften“ immer nur im Plural geben kann, nie als eine aparte Veranstaltung, die neben Geschichte, Soziologie, Sprachwissenschaft usw. einen eigenständigen Begründungszusammenhang reklamieren könnte (vgl. G. Ernst/A. Hahn/U. Schulz-Buschhaus, „Zukunftsperspektiven der Romanistik“, in: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 39/1998, S. 290). Vgl. auch G. Bollenbeck, „Die Kulturwissenschaften – mehr als ein modisches Label?“, in: *Merkur* 3/1997, S. 259-265.

man eine intellektuelle Landnahme des Marxismus zu befürchten gehabt hätte; der an den Obrigkeitssozialismus gebundene Marxismus-Leninismus hatte in seinem Sturz den emanzipatorischen Anspruch des Marxismus als Theorie und Praxis sozialer Befreiung gleich mitbegraben. Seit langem hatten im Westen neue Denkmoden den Marxismus einerseits geplündert, andererseits abgetan: Die Durchdringung von Gesellschaft als geschichtlich Entstandenem und mithin Veränderbarem, überhaupt eine Haltung, die den „Standpunkt der fertigen Phänomene“² verläßt und sich für deren Konstitution interessiert, „Sinn“ nicht voraussetzt, sondern in seiner Verfertigung beobachtet – unschwer sieht man, daß alle diese Elemente in der Diskursanalyse, dem Dekonstruktivismus, der Historischen Anthropologie eine zentrale Rolle spielen.³ Die Konsequenz, mit der heute vermieden wird, Erkenntnisse aufs Feld sozioanalytischer Kritik zu ziehen, ist Symptom des schlechten Gewissens, von der verbotenen Frucht gekostet zu haben.

Einen seiner Ausgangspunkte hat der kulturwissenschaftliche Umbau im Nazismus. Die Romanistik bietet ein lehrreiches Beispiel. Ihr in Deutschland erfundenes, alle romanischen Sprachen und Literaturen idealiter umfassendes Konzept, mit dem sich das neue Fach im 19. Jahrhundert aus der Vormundschaft der Klassischen Philologie herausgearbeitet hat, wurde in Frage gestellt. Man wollte weg von der Fixierung auf Sprache und Literatur und der damit verbundenen Verpflichtung auf die kanonische Geltung „klassischer“ Werke, hin zu einer landeskundlich informierten Romanistik, vor allem einer Frankreichwissenschaft, die der Feinderkennung dienen und sich als Unterkapitel einer allgemeinen „Wehrwissenschaft“ bewähren sollte. Die in der Weimarer Republik ausgearbeitete konfrontative „Kulturkunde“ mit ihren fixen Wesenszuschreibungen, mit der man den verlorenen Krieg mit akademischen Waffen zu kompensieren hoffte, hat diesem Umbau der Romanistik zur Kulturwissenschaft kräftig vorgearbeitet. Eduard Wechßler erklärte in seinem berüchtigten Buch von 1927, *Esprit und Geist*, daß der Wesenskunde „jeder Text, und sei es ein vergessenes Zeitungsblatt oder eine Ansichtskarte, zu wichtigem Beleg und Zeugnis werden“ kann (VI). Die Relativierung der klassischen Gegenstände – Sprache und Literatur – wird hier, soweit ich sehe, erstmals programmatisch ausgesprochen. Später, im „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“, nennen die Romanisten ihren Beitrag „Frankreich, sein Weltbild und Europa“; damit sollte der Gebrauchswert des Faches im neuen, von Brest bis zum Ural von Nazideutschland dominierten Europa unter Beweis gestellt werden. Die in diesem Rah-

2 K. Marx, *Das Kapital*, Bd. II, MEW 24, S. 218.

3 Vgl. den sehr erhellenden Beitrag von Th. Laugstien, „Diskursanalyse“, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, hrsg. von W. F. Haug, Hamburg 1995, Bd. 2, Sp. 727-743.

men erschienenen Studien griffen folgerichtig über den alten Themenkanon hinaus: So schrieb der Sprachwissenschaftler Erhard Preißig über „Frankreichs Kulturpropaganda in Prag 1918–1938“. Mit der Errichtung „Deutscher Wissenschaftlicher Institute“, deren letztes von insgesamt 16 noch 1944 in Tirana eröffnet wurde und deren Direktoren nicht selten Romanisten waren, gewann das neue Romanistik-Konzept eine materielle Infrastruktur. Kurz, Kulturwissenschaft an sich ist nichts Gutes.

Die Studien zur Fachgeschichte haben die Einsicht befördert, daß, hinsichtlich des Konzepts der Global-Romanistik, ein disziplinengeschichtlicher Einschnitt in die Zeit des Nazismus fällt. Die Auseinandersetzungen zwischen Positivismus und Idealismus seit der Jahrhundertwende haben dagegen nie zu einer Infragestellung der alten fachinternen Verfassung geführt. Der von Vossler repräsentierte Idealismus artikuliert sich als „idealistische Neuphilologie“, die keinerlei Anlaß hatte, die Privilegierung von Sprache und Literatur als den maßgeblichen Manifestationen menschlichen „Geistes“ in Frage zu stellen. Neu war lediglich die Ausweitung des Gegenstandsbereichs: Das 16. Jahrhundert büßte seine Funktion als unüberschreitbare Schamswelle akademischer Bemühung ein, und ein Heinrich Schnee – dem Vossler sein bahnbrechendes Werk *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung* (1913) gewidmet hat –, sprach offen die Überzeugung aus, daß für die „Entwicklung des französischen Geisteslebens ... Rousseau doch noch etwas mehr geleistet haben“ dürfte als Chrestien de Troyes.⁴ Mit der politischen Zäsur von „1945“ entrückte die unmittelbar zurückliegende Vergangenheit in eine graue Vorzeit, die den barbarischen Einbruch wissenschaftsfremder Mächte erlebt hatte. Die Restauration der alten Globalromanistik fiel um so leichter, als sie mit der herrschenden ideologischen Figur der „Vergangenheits-Bewältigung“ in Einklang stand: dort wieder anzuknüpfen, wo man 1933 stehengeblieben war und so den Faschismus zur „Katastrophe“ zu erklären, die über ein ahnungsloses Volk gekommen war. Folgerichtig erschien bloßes Weitermachen wie bisher bereits als Widerstandsakt. Hans Rheinfelder meinte Anfang der 60er Jahre, in seinem Fach habe sich seit 1888, als aus dem Heidelberger Lehrstuhl von Karl Bartsch drei selbständige Lehrstühle gebildet wurden (einer für Deutsche, einer für Englische und einer für Romanische Philologie), „nichts Wesentliches“ geändert.⁵ Die Forderung nach einer Aufteilung in

4 „Die neuere französische Literaturgeschichte im Seminarbetrieb unserer Universitäten“ (Vortrag, gehalten auf dem 13. allg. deutschen Neuphilologentag in Hannover, 11. Juni 1908), zit. n. dem Wiederabdruck in: *Romanistik. Eine Bonner Erfindung*, hrsg. von W. Hirdt, Teil II: Dokumentation, Bonn 1993, S. 1144.

5 H. Rheinfelder, „Vom Notstand der Romanischen Philologie“, in: *Die Neueren Sprachen*, 1960, S. 201-208.

sechs selbständige Fächer⁶, die der Münchner mit dem Hinweis auf den drohenden Untergang im Kalten Krieg orchestrierte, um den bayrischen Ministerialdirigenten verständlich zu sein, bezweckte vor allem eine Reduzierung der durch die beginnende Transformation zur Massenuniversität unerträglich gewordenen Arbeitsbelastung.

Kritische Fachgeschichte hat den „normalen Betrieb“ problematisiert, der sich als harmloses Weitermachen darstellte, in seiner Wirklichkeit aber mit dem nazistischen Umbau interagierte und ihn mit den im Fach selbst akkreditierten Produktionsmitteln zu gestalten suchte. Emigranten hatten dafür ein deutliches Bewußtsein.⁷ Dahinter steht die Erkenntnis, daß Wissenschaft der Politik oder der Ideologie nicht einfach entgegengesetzt ist, sondern ein sozioanalytisch zu begreifendes Widerspruchsfeld bilden, auf dem die Akteure ihre Handlungsfähigkeit entwickeln müssen. Frank-Rutger Hausmann hat mit einer grundlegenden Studie⁸ dieser immer noch vielfach auf Abwehr stoßenden Auffassung eine breite Bresche geschlagen. Seine Ergebnisse fasst er in dem Satz zusammen: „Die romanistische Zustimmung zum NS-Staat war ... größer, als bisher angenommen, die 'Kontamination' ihres wissenschaftlichen Kerns reichte tiefer, als bisher vermutet wurde“ (XX). Gerichtet gegen vorschnell-beschönigende Urteile, birgt die der Medizin entlehnte Metapher der „Kontamination“ den Nachteil, daß sie das Verhältnis von Politik und Wissenschaft nur als ein äußerliches Verhältnis im Grunde einander wesensfremd gegenüberstehender Systeme fassen kann. Hausmann beobachtet „Zugeständnisse an die NS-Ideologie“ (XIII); „Anpassungen an die NS-Ideologie“ (324), die sich zu „Anbiederungen“ oder „ideologischen Entgleisungen“ (221) steigern und in „Verstrickungen“ (XII) enden konnten. Das Woran der Anpassung taucht immer als ein schon Fertiges auf: Es ist die „Ideologie“, die stets auf der Seite des NS verortet wird. „Anerkannte Gelehrte ließen sich vor den Karren einer Kulturpolitik spannen“ (431) – was am Material in überwältigender Fülle gezeigt wird, daß die von diesen Gelehrten repräsentierte „Wissenschaft“ ihren Anteil am Bau des Karrens hatte, wird in eine theoretische Grammatik übersetzt, die gegensätzlich an-

6 Romanische Sprachwissenschaft, Französische Literaturgeschichte, Italienische Literaturgeschichte, Spanische Literaturgeschichte, Portugiesische Literaturgeschichte, Rumänische Sprach- und Literaturwissenschaft.

7 So meinte Thomas Mann, unter anderem anlässlich von Vosslers Ernennung zum Ehrendoktor der Madrider Universität 1944: „Wie sie es alle so weitertreiben.“ (*Thomas Mann – Agnes E. Meyer Briefwechsel 1937–1955*, hrsg. von H. R. Vaget, Frankfurt a. M. 1992, S. 561)

8 F.-R. Hausmann, „*Vom Strudel der Ereignisse verschlungen*“. *Deutsche Romanistik im „Dritten Reich“*, Frankfurt a. M. 2000; Vgl. auch das Siegener Forschungsprojekt „Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945“, das sich in dem gleichnamigen Band, hrsg. von G. Bollenbeck und C. Knobloch, Heidelberg 2001, vorstellt.

ordnet, was vielfältig miteinander verflochten ist. Gerade weil „die NS-Ideologie“ sich nicht als feste und entsprechend einer Strategie der Seuchenbekämpfung isolierbare Substanz beschreiben läßt – auch ihr vermeintlicher Kern, der Rassismus, ist durch zwei Pole gekennzeichnet⁹ –, war den in Deutschland gebliebenen Gelehrten das wissenschaftliche Feld *auch* als ein selbsttätig zu gestaltender Produktionszweig überlassen. Die Ausarbeitung einer regimekonformen Frankreichkunde war eines ihrer Produkte. Die freimütige Aussage, daß die Naturwissenschaften selbstverständlich „Teil eines nahtlosen Gewebes politischer und ökonomischer Institutionen“ sind und dadurch der Erkenntnisfortschritt nicht nur nicht gehemmt, sondern zuallererst ermöglicht wird¹⁰, scheint umgekehrt zum Markenzeichen ‘aufgeklärter’ Wissenschaftsgeschichtsschreibung geworden zu sein. Solche umstandslose Affirmation der Heteronomie von Wissenschaft mag für ihren Realismus gelobt werden, nützlich für die Ausbildung einer eigensinnigen politisch-ethischen Haltung ist sie nicht.

Es genügt nicht, der Rechtfertigungsfigur von „1945“ – die bis „1968“ unwidersprochen dominierte – die Kontinuität von NS- und Nachkriegsromanistik entgegenzuhalten. Als man „1968“ im Westen die landeskundlich-kulturwissenschaftliche Erweiterung einer meist genieästhetisch verkürzt betriebenen Literaturwissenschaft forderte, reagierten die Statthalter der alten Ordnung ablehnend: Man witterte – nicht zu Unrecht – einen Angriff auf die interne Ordnung der Dinge, der mit dem der Nazis verglichen wurde. Der kleine Unterschied zwischen dem nazistischen Umbau der Romanistik zu herrschaftsfunktionaler wissenschaftlicher Praxis und der emanzipatorischen Orientierung der 68er Studenten fiel im Eifer des Gefechts unter den Tisch. Tatsächlich war die kulturwissenschaftlich betriebene Landeskunde wenn nicht eine Erfindung der Nazis, so doch ein erstmals von ihnen systematisch angewandtes Instrument; ihr deshalb einen nazistischen Sinn zuzuschreiben, jenseits der geschichtlichen Zusammenhänge, dem ihr bestimmter Sinn entspringt, war zwar falsch, als Diskurstaktik gegen die rebellierenden Studenten indes nicht unwirksam. daß die deutsche Universität den Faschismus unbeschadet überstanden hat, gehörte zum Selbstverständnis der unter Rechtfertigungsdruck geratenen Ordinarien.

9 Vgl. W. F. Haug, *Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts*, Berlin 1986, S. 62-66.

10 Vgl. T. Lenoir, *Politik im Tempel der Wissenschaft. Forschung und Machtausübung im deutschen Kaiserreich*, übers. und eingel. von H. Brühmann, Frankfurt a. M. New York 1992, S. 18 sowie das Vorwort S. 8.

2. Disziplinäre Periodisierungsfragen im Spiegel des Werkes von Werner Krauss

Ein weiterer Gesichtspunkt für die Differenzierung disziplingeschichtlicher Periodisierung ergibt sich, wenn man sich das Werk eines innovativen Romanisten wie Werner Krauss vornimmt. Der Bruch mit kunstreligiöser Werkverehrung und geistesgeschichtlicher Wesensschau, programmatisch formuliert in *Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag* (1950), der im Westen wiederum erst „1968“ auf breiter Front gefordert wurde, ist in den in den dreißiger Jahren entstandenen Studien über das französische 17. Jahrhundert, über Corneille und Molière bereits vollzogen.¹¹ Das Schriftwerk wird als Schrift seiner Zeit ernstgenommen und nicht mehr – wie üblich – auf den monologischen Ausdruck eines begnadeten Subjekts jenseits der geschichtlichen Koordinaten reduziert. Die Dissertation von 1929 hatte sich noch in einem geistesgeschichtlichen Paradigma bewegt.¹² Die Geschichte der mittelalterlichen spanischen Literatur interessierte als Ausdruck eines homogenen Geistes; es dominierte die später scharf kritisierte Tendenz, alle Phänomene möglichst widerspruchsfrei auf ein zugrundeliegendes Letztes zurückzuführen, so daß „das Werk“ nurmehr der Ausdruck oder die Ausgestaltung einer variantenreich sich zerlegenden Grundsubstanz zu sein schien. Dieses monolithische Denken wird durch das Zusammentreffen mit Auerbach überwunden. Vor allem durch die Auseinandersetzung mit dessen Studie über das klassische Publikum, die noch 1933 in Deutschland erscheinen konnte, wird die gesellschaftsbildende Funktion von Literatur erschlossen. „Statt die expressiven Zeichen in die feststehende Konfiguration des ‘Zeitstils’ einzutragen, müssen wir für die Dichtung als Botschaft empfänglich sein“, schreibt Krauss 1937.¹³ Die „Botschaft“ scheint ein veraltetes, vielfach diskreditiertes Wort. Es wurde oft auf den autoritären Sinn einer bloßen Verlautbarung reduziert, innerhalb einer Anordnung, die die Wissenden den Unwissenden schroff entgegensetzte. Empfänglichkeit für die „Dichtung als Botschaft“ verlangt, daß das im Schriftwerk Fixierte wieder verflüssigt und als lebendiger Kommunikationszusammenhang rekonstruiert wird, der „nicht nur vom Willen dessen, der es schuf, sondern nicht weniger von der Gesinnung derer, für die es geschaffen wurde“¹⁴, Zeugnis ablegt.

11 Diese Studien sind allesamt greifbar in Band 3 der Werkausgabe, *Spanische, italienische und französische Literatur im Zeitalter des Absolutismus*, hrsg. von P. Jehle, Textrevision und edit. Anm. von H. F. Müller, Berlin/New York 1997.

12 W. Krauss, *Das tätige Leben und die Literatur im mittelalterlichen Spanien*, Stuttgart 1929.

13 W. Krauss, „Das neue Góngora-Bild“, in: *Das wissenschaftliche Werk*, Bd. 3, S. 167.

14 W. Krauss, „Über die Träger der klassischen Gesinnung“ (1934), in: *ebenda*, S. 330

Dieser neue Begriff von „Empfänglichkeit“ war mit dem der Genie-Ästhetik nicht kompatibel. Denn deren Spezifik läßt sich ja gerade damit beschreiben, daß, was kommunikativer Prozeß war, in die „Botschaft“ eines begnadeten einzelnen transformiert wird, deren notwendig gewordene Vermittlung mit dem gebildeten Publikum eine neue Figur auf den Plan ruft: den befugten Interpreten als den Träger einer exklusiven Empfänglichkeit, der gleich dem befugten Interpreten des Gotteswortes agiert. Für eine mündige Leserschaft, die sich von der Exklusivität solcher Vermittlung emanzipiert, war in diesem Modell so wenig Platz wie in den Synthesenbildungen der Stil- und Geistesgeschichte.

Der kongeniale Interpret wurde aus dem Zauberwald der Einfühlung vertrieben und mit völlig neuen Kategorien geschreckt: So wagte es der Krauss-Schüler Walter Müller in seiner Dissertation von 1938 nach Prévosts „Verhältnis zur Ideologie des aufkommenden Bürgertums“, nach dem „gesellschaftlichen Raum“ dieser Romane zu fragen, die sich „weitgehend als Funktion der historisch-sozialen Seinslage bestimmter Schichten der Zeit“ darstellten.¹⁵ Müller und Krauss waren deshalb nie Anhänger einer Literatursoziologie, die sich mit dem Auffinden des sozialen Äquivalents des in Literaturform Gesagten zufrieden gegeben hätten. Die Vereinfachungen totalisierender Klassifikation waren ihnen nicht nur in der Gestalt der Stil- und Geistesgeschichte ein Greuel, sondern auch in deren marxistisch umgestülpter Variante, die den „Geist“ lediglich durch den „Klassenstandpunkt“ ersetzt hatte. Die heute wieder üblich gewordene Trennung zwischen Ästhetik und Sozialgeschichte hätte sie mit Sicherheit nicht begeistert, so wenig wie ein Verfahren, das die „écriture“ stets gleichbleibend auf unwillkürlich sich manifestierendes Verdrängtes abhorcht. Literatur interessierte als Medium der Gestaltung einer Situation, als Ausarbeitung von Bewußtsein, das beiträgt zum Ergreifen oder Nichtergreifen einer Gelegenheit, kurz, in ihrer gesellschaftsbildenden Funktion. Unterm Gesichtspunkt der Periodisierung betrachtet, läßt sich also sagen, daß man im Werk von Werner Krauss und seiner Schüler in den dreißiger Jahren auf „1968“ stößt.

Anders als beim kulturkundlichen Umbau geht es bei Krauss nicht um eine Relativierung von Sprache und Literatur als den klassischen Gegenständen; er treibt keine Frankreichwissenschaft. Die Innovation betrifft die Arbeitsweise, das „Wie“ des Umgangs mit diesen Gegenständen. Anhand der Corneille-Studie von 1936 läßt sich das exemplarisch veranschaulichen. Um den Leser für die „Dichtung als Botschaft“ empfänglich zu machen, richtet sich die Anstrengung darauf, das Corneillesche Theater als eine Form

15 W. Müller, *Die Grundbegriffe der gesellschaftlichen Welt in den Werken des Abbé Prévost*. Marburg 1938 (Marburger Beiträge zur romanischen Philologie, Heft 19), S. 13.

kommunikativen Handelns, als Eingriff in bestimmte Frontstellungen der Zeit wieder erfahrbar zu machen. Die Corneilleschen Helden sollen verständlich gemacht werden vom Standpunkt der „widerspruchsvollen politischen Rolle, die das französische Bürgertum im großen Jahrhundert zu spielen gezwungen war“¹⁶. Daher das aufmerksame Studium der politisch-juristischen Literatur sowie der polemischen Flugschriftenliteratur, welche die zeitgenössische Wahrnehmung des Richelieuschen „Führerstaates“¹⁷ als eines Polizeiregiments hervortreten läßt. Durch diese Verortung des Corneilleschen Theaters in den Auseinandersetzungen der Zeit fällt auch ein kritisches Licht auf die in Deutschland herrschenden Verhältnisse des Jahres 1936. Keiner wagt mehr, heißt es in einer dieser gegen Richelieu gerichteten Flugschriften, die Krauss in der Berliner Staatsbibliothek ausgegraben hat, „de converser familièrement comme amis, ni se parler à l'oreille, sinon portes serrées, et après avoir secoué les tapisseries, et examiné s'il y a quelques trous au plancher, ou aux serrures des portes“¹⁸. Das lebendige Bild der Vergangenheit, das mit der Entdeckung dieser Literatur entsteht, teilt sich der Gegenwart mit: Gerade diese Passagen lesen sich als kaum verhüllte Kritik des Faschismus. Die Innovation besteht also in der Entdeckung des Materialwerts einer Textsorte, die traditionell im Medium der Literaturgeschichte nicht vorkam und die geeignet war, den Schutzraum der Philologie als Medium der Gegenwartskritik zu nutzen.

Die zeitgenössischen Rezensenten reagierten gegensätzlich. Der von den Nazis vertriebene Ulrich Leo sah das Besondere der Studie gerade in der „hervorragend quellenmäßigen Skizzierung der Pariser politischen Stimmung und öffentlichen Meinung in den Jahren vor und nach dem 'Cid', in jener Zeit staatlicher Umschichtung, Zerstörung, Neubildung mit ihren Kräften und Gegenkräften um die führende Persönlichkeit Richelieus herum, wie das alles den Menschen unserer Tage aus eigenen Erfahrungen so ungemein lebhaft vorstellbar ist“¹⁹. Ernst Merian-Genast hingegen lehnte ein solch „soziologisches“ Vorgehen ab und warf Krauss vor, ihm fehle das „rechte Verständnis“ für das „Wesen“ des dichterischen Schaffens, das eben nicht von der „Peripherie der Zeit oder der Gesellschaft“ her zu fassen sei.²⁰ Der Ertrag der Abhandlung stehe „in keinem Verhältnis zu der Arbeit, die der Verfasser mit der Durchforschung nicht nur der politischen Theorien, son-

16 W. Krauss, „Corneille als politischer Dichter“, in: *Das wissenschaftliche Werk*, Bd. 3, S. 348.

17 Ebenda, S. 360.

18 Ebenda, S. 359f.

19 U. Leo, Rezension zu W. Krauss, Corneille als politischer Dichter, in: *Archivum Romanicum* 21 (1937), S. 410-12.

20 E. Merian-Genast, „Corneille-Renaissance“, in: *Romanische Forschungen* 52 (1938), S. 46.

dem auch zeitgenössischer Flugschriften geleistet hat²¹. Während der vertriebene Ulrich Leo einen lebhaften Sinn für das kritische Potential dieser Arbeitsweise bekundet, weist sie der Basler Romanist entschieden zurück. Sein Einwand lag ganz auf der Linie von Croces Ästhetik, in der das Reich der Kunst in idealer Unabhängigkeit von allen sonstigen Sphären des zivilen, politischen, religiösen Lebens konstituiert ist; daher die Rede von der „Peripherie der Zeit“, von der aus man dem autonomen Ausdruck des Schönen nie gerecht werden kann.

Diese Auffassung hat bis „1968“ die stärksten Bataillone für sich; Walter Müller bekommt deren Macht ebenso zu spüren wie Erich Köhler. Sie steht gegen die von den Nazis betriebene „Politisierung“ von Kunst und Wissenschaft, indem sie jedes Band zwischen ästhetischem Ausdruck und gesellschaftlicher Botschaft zerschneidet. Sie steht daher zugleich gegen jede gesellschaftswissenschaftliche Orientierung, die ihres Erachtens der Autonomie des künstlerischen Ausdrucks so wenig gerecht wird wie die völkische Literaturgeschichtsschreibung oder der sprachwissenschaftliche Rassismus. Der nazistischen „Politisierung“ der Wissenschaft – die tatsächlich umfassende Entpolitisierung war, weil mit „politisch“ selbstverständlich „staatstragend“ gemeint war – setzt Krauss die Praxis einer *politischen* Philologie entgegen, die ihre Gegenstände in ihrer Geschichtlichkeit begreift und sie so aus dem Reich des vermeintlich machtgeschützten schönen Scheins und der zeitlosen Ideen vertreibt. Die Autonomie der Kunst verlangt ständige Grenzschutzaktivitäten, mit denen Angriffe „von außen“ abgewehrt werden; daher die fundamentale Bedeutung von „Kritik“ bei Croce, in deren Dienst ein ganzes System der Philosophie des Geistes gestellt wird, „das von allen Seiten her die Beschießung aushält“, wie Vossler meinte²². Krauss hingegen gab sich nicht zufrieden mit der Sicherung der umfassend von außen definierten Grenzen, sondern nutzte das Territorium des Faches, um dem von den Nazis okkupierten Politischen wieder einen kritischen Sinn zu geben: der „politische“ Dichter Corneille als Kritiker des Machtstaats.

Die große Mehrzahl der Fachkollegen bewegte sich jedoch auf der Linie eines „hilflosen Antifaschismus“²³, der im Konstrukt einer sich selbst genügenden Wissenschaftlichkeit den alleinigen Garanten gegen „linke“ wie „rechte“ Abweichungen sah, so daß geschichtlich-gesellschaftliche Fundierung und nazistische „Politisierung“ der Wissenschaft als identische Sünde wider den Geist der Wissenschaft verworfen werden konnten. daß die gesellschaftswissenschaftliche Betrachtung der Literatur verpönt war, meinte

21 Ebenda, S. 49f.

22 K. Vossler, *Italienische Literatur der Gegenwart von der Romantik zum Futurismus*, Heidelberg 1914, S. 136. Croces Zeitschrift trägt nicht zufällig den Titel „La Critica“.

23 W. F. Haug, *Vom hilflosen Antifaschismus zur Gnade der späten Geburt*, Hamburg 1987.

Hans Mayer rückblickend, beruhte auf einem der „offiziellen Dogmen des Dritten Reiches“.²⁴ Ein solches war nicht nötig: Es gehörte zum normalen Betrieb – auch nach 1945.

In Umkehrung der üblichen Marschrichtung überquerte Krauss 1947 die Grenze zur sowjetisch besetzten Zone in östlicher Richtung und wurde Professor in Leipzig. Die Innovationen konnten jetzt explizit formuliert werden. Das Ergebnis war der Aufsatz *Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag* von 1950. Die Leitfrage, wie Literatur „in die Zeit gesenkt ist“, ist in Westdeutschland erst ab der zweiten Hälfte der sechziger Jahre nachvollzogen worden, dann aber rasch zum Gemeingut der aufgeklärten Geister geworden. Die Rezeptionsästhetik, die den Werkbegriff in die Krise brachte, indem sie den dem Einzelwerk vermeintlich innewohnenden festen Sinngehalt als eine Aktivität der Leser konzipierte, konnte sich vielfach auf Krauss berufen. Die sog. „Rentnerreisen“ führten ihn denn auch des öfteren nach Konstanz. Zwar erlangte er als Aufklärungsforscher internationales Renommee, dennoch wirkte die Systemgrenze in dieser Hinsicht unerbittlich: daß man heute bei dem Namen Krauss wie selbstverständlich an Karl Kraus oder den Schauspieler gleichen Namens denkt, hat politische Gründe, denn die Systemgrenze zerlegte nicht nur den nationalen Raum – lange vor dem Mauerbau 1961 – in zwei relativ geschlossene Teilöffentlichkeiten, sondern auch das von Krauss vertretene Fach, das seiner Natur nach auf die Verbindungen in den Westen besonders angewiesen war.

Der innovative Charakter von Krauss' wissenschaftlichem Werk hat sich nicht nur aufgrund der politischen Bedingungen zu keinem disziplingeschichtlichen Einschnitt verdichtet. Zwar kann man sagen, daß Krauss' Anstrengungen zu einem veränderten Gegenstandszuschnitt des Faches insofern beigetragen haben, als mit der Integration der Einzelphilologien in einem „Zentralinstitut für Literaturgeschichte“ in der DDR die institutionelle Voraussetzung für interdisziplinäres Arbeiten geschaffen wurde. Allerdings konnte dieser Umbau, aufgrund der Bindung ans sowjetische Modell der institutionellen Trennung von Lehre und Forschung, nicht in den Westen ausstrahlen. Die Forschungsgruppe „Poetik und Hermeneutik“ war nur eine Vereinigung „von unten“, getragen von einzelnen Forschern, die ihre Erkenntnisinteressen in einem Rahmen formulierten, der die an den Universitäten bis heute gültige nationalphilologische Organisationsweise durchbrach. Es scheint überhaupt zweifelhaft, ob sich die Frage disziplinärer Periodisierung vom Standpunkt eines Einzelwerks voranbringen läßt, sieht man einmal davon ab, daß sich auf diese Weise Ungleichzeitigkeiten in der

²⁴ H. Mayer, „Der Romanist Werner Krauss. Bericht über den Leipziger Nationalpreiskandidaten“, in: *Tägliche Rundschau*, 23. August 1949.

Entwicklung aufdecken lassen. Auch Auerbachs *Mimesis* ist das Dokument einer Philologie, welche die Fachgrenzen souverän ignorierte. Die Leitfrage nach dem Verhältnis der Texte zur antiken Vorstellung von den drei Stilhöhen durchkreuzte die Logik geschlossener Nationalliteraturen, verstieß also gegen den Zuschnitt der Disziplin, ohne daß diese sich dadurch sonderlich hätte beeindrucken lassen. Das bringt mich abschließend zu der Frage nach den Gründen für die verblüffende Assimilations- und Beharrungsfähigkeit einer universitären Disziplin wie der Romanistik. Selbst die inzwischen erfolgte Ausgliederung eines französischen, spanischen, italienischen usw. Fachverbandes aus dem ursprünglichen Romanistenverband, die so unwiderruflich ist wie der Zerfall der ehemaligen Sowjetunion, hat nichts daran geändert, daß die Disziplingrenzen existieren. Sie bilden das Dispositiv, in dem sich akademische Handlungsfähigkeit bildet. Wer promovieren oder habilitieren will, ist gezwungen, sich eine anglistische, germanistische oder romanistische „Identität“ zuzulegen – wie kulturwissenschaftlich erweitert die Fragestellung auch immer sein mag.

3. Determinanten der Fachidentität

Alles wissenschaftliche Tun, dem es gelungen ist, Kohärenz und Prestige zu erlangen, indem es sich in institutionell abgesicherten „Fächern“ zu kristallisieren vermochte, abhängig von spezifisch nationalen Traditionen, ist auf vielfältige Weise mit der Gesellschaftsgeschichte verknüpft. Gefragt werden muß nicht nur nach dem „Wie“ solcher Verknüpfung, sondern auch nach der inneren Verfaßtheit des Faches, der Produktionsweise dessen, was sich als „Normalität“, Sinnhaftigkeit, Rationalität – kurz, als „Tradition“ – zu akkreditieren vermag und was im Gegenzug als „Abweichung“, als heterodox kritisiert oder ausgeschlossen wird. Die Auseinandersetzungen um Kompetenzen im Doppelsinn von institutionell verfügbarer Zuständigkeit und wirklichem Können, um Ansehen, nicht zuletzt um Anteile am Mehrprodukt reißen nie ab. daß hierbei auch die Geschlechterverhältnisse eine Rolle spielen, ist inzwischen vielfach gezeigt worden. Die Assimilations- und Expansionsfähigkeit hat mit der materiellen Struktur zu tun, die ganz unabhängig von der Aktion einzelner Koryphäen oder Lehrmeinungen wirksam ist (von daher auch die Plausibilität, daß „das Fach“ das Dritte Reich unbeschadet überstanden hat): Da sind zunächst die Universitäten, sodann die Zeitschriften, die gelehrten Gesellschaften, Akademien, Kongresse, schließlich die Randzonen der höheren Bildungswelt – die Schulen und die Lehrerverbände. Alle zusammen sorgen für die Zirkulation der Produkte und vermitteln den Stoffwechsel nach innen und außen.

Daher darf Hausmanns Buch zurecht in Anspruch nehmen, eine Geschichte der Romanistik im Dritten Reich zu sein – weil er nicht wie üblich Romanistik auf Hochschulromanistik reduziert, sondern ein vielgliedriges Aktivitätsdispositiv in den Blick nimmt, zu dem der Schulunterricht ebenso gehört wie die spezifisch nazistischen Interaktionsformen des Dozentenlagers oder der Reichsberufswettkämpfe. Unter anderem ist es die Verknüpfung von Lehrstuhl und Herausgeberschaft einer Fachzeitschrift, die einer bestimmten Fragestellung und einem dazu gehörigen Wissen die Festigkeit und die Tradition einer „Schule“ geben können, also geradezu eine Hegemonieformel darstellen. Auch an dieser Stelle zeigt sich, daß die Erforschung der Fachgeschichte im NS für die Erkenntnis allgemeiner Funktionsmechanismen unverzichtbar ist. Mancher Artikel, der nach 1933 in der „Zeitschrift für Romanische Philologie“ erscheint, hätte auch 1890 oder 1980 erscheinen können. Kein eilfertiges Editorial begrüßte die „deutsche Revolution“ von 1933. Während einzelne Schulen, Lehrmeinungen, ja ganze Forschungszweige ins Exil gedrängt werden, konstituiert das Fach selbst, bei aller politischen Gleichschaltung nach 1933, einen geschützten Raum relativer Autonomie, der selbständig, unter Berücksichtigung der hier geltenden Verkehrsformen und Arbeitsweisen zu gestalten ist. Und schließlich ist nicht zu unterschätzen, daß das Fach einen Mythos hat, eine Ursprungserzählung mit Gründervater und heiligen Schriften, ein Imaginäres, das weniger als moralische Verpflichtung wirkt, denn als Garantiemacht, um im nie abreißen Gerangel der Disziplinen auch künftig einen Platz zu behaupten.

Es mag sein, daß in einer Zeit, in der die Proliferation der „Leitwissenschaften“ unaufhaltsam scheint – Strukturalismus, Konstruktivismus, Diskurstheorie, Systemtheorie, Anthropologie und seit neuestem die Biologie mit einem auf den Alltagsverstand ausstrahlenden genetischen Determinismus im Zentrum²⁵ – das Festhalten am überkommenen Zuschnitt des Faches die Voraussetzung für die Assimilierung neuer Fragestellungen und Arbeitsweisen ist, ohne daß diese sich zu einem disziplingeschichtlichen Bruch verdichten müßten. So konstatierte man etwa für die Germanistik die Entstehung einer „Vielzahl von Sondermilieus“ bei Beibehaltung des „historisch-philologischen Kerns“, der sich als stabiler erweist, „als ihn die zentri-fugalen Tendenzen der Theoriediskussion erscheinen lassen“.²⁶

Alarmierender als die Frage nach der Zukunftsfähigkeit des globalromanistischen Konzepts scheint mir die seit längerem praktizierte Vertreibung

25 Zur Kritik vgl. V. Stolcke, „Das Geschlecht der Biotechnologie“, in: *Das Argument* 242 (2001).

26 H. Böhme/P. Matussek/L. Müller, *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*, Hamburg 2000, S. 27.

der Sozialwissenschaften aus dem Kerngebiet der Philosophischen Fakultät. Auf dem Neujahrsempfang 2001 der Potsdamer Universität hielt Dr. Norbert Bense, Mitglied des Vorstandes der DaimlerChrysler Services AG, die Festrede zum Thema „Hochschule für das 21. Jahrhundert“. Wenn vor dreißig Jahren Wissenschaft bisweilen auf Politik – allerdings eine vom Standpunkt verallgemeinerbarer Interessen formulierte – reduziert wurde, so erleben wir heute eine ungenierte Ausrichtung von Wissenschaft auf korporative Marktinteressen. Ohne die Wiedergewinnung eines Begriffs von kritischer Wissenschaft wird auch eine kulturwissenschaftlich erweiterte Philologie nur Mitläuferin sein in einem Prozeß, dessen Richtung von anderen bestimmt wird.